



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philosophische Studien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Philosophische Studien.

- Geschichte der Logik im Abendlande. Von Dr. Carl Prantl, Prof. an der Univ. u. Mitglied der Akad. zu München. Erster Band. S. Hirzel. —
- Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. Von Adolph Helfferich. Leipzig, Brockhaus. —
- Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. —
- Die Psychologie, als Einleitung in die Individualitätsphilosophie von Ferdinand Rösse, Dr. phil. und vormals Privatdocent an der Univ. Tübingen. Göttingen, Georg S. Wigand. —

Wenn sich bei der neuern deutschen Dichtung unabweislich das Gefühl herausstellt, daß die alte schöpferische Kraft, die in den Zeiten Goethes und Schillers so herrliche Blüten trieb, nicht mehr in der gleichen Stärke vorhanden ist, so empfinden wir diese Abschwächung bei der Philosophie in noch viel höherem Grade. Beide Erscheinungen haben so ziemlich denselben Grund. Das Lebensprincip jener Zeit war das Streben, die Persönlichkeit nach allen Seiten hin gleichmäßig auszubilden, um ihr dadurch eine harmonische Abrundung zu geben und sie zu einem umfassenden Lebensgenuß des Universums zu befähigen. Die augenblickliche Erfüllung dieses Strebens gibt die Kunst, unter den Wissenschaften aber am meisten diejenige, die das Studium des Details verschmäht und sich nur bemüht, das Nervengeflecht der Ideen bloßzulegen, um ein Totalbild der Natur und des Geistes in großen und kühnen Zügen und Perspektiven möglich zu machen. Das Centrum der deutschen Speculation war, eine harmonische Weltanschauung zu gewinnen, als Spiegelbild einer harmonisch vollendeten Persönlichkeit. — Man wird uns nicht missverstehen, wenn wir in diesem Streben etwas Dilettantisches finden. Den Begriff des Dilettantismus hat Goethe mit so vollkommener Schärfe und Klarheit auseinandergesetzt, daß man nur wenig hinzufügen kann. — Er hat mit gleicher Bestimmtheit die Vorzüge und Nachtheile dieses universellen Bildungstriebes entwickelt, und wenn er, der noch innerhalb des Gedankenkreises

seiner Zeit stand, die Anwendung dieses Begriffs auf die Philosophie unterließ, so können wir ihn mit leichter Mühe ergänzen. Die deutsche Bildung hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts etwas Jugendliches, und für uns, die wir bereits in eine andere Sphäre übergetreten sind, liegt darin ein außerordentlicher Reiz, und wir blicken mit einem geheimen Neid auf jenes überquellende Gefühl, auf jenen träumerischen Glauben, der uns selbst versagt ist. Die Jugend, welche das ganze Leben als Totalität empfinden will, blüht nur einmal, und wir Epigonen müssen uns darauf resigniren, daß unser Lebensprincip nicht mehr der harmonische Genuß, sondern die hingebende Arbeit ist. Wir brauchen uns dieser Vollendung nicht zu schämen, denn der rastlos schaffende und wirkende Mann ist in seiner Art eine ebenso vollkommene Erscheinung, als der sehnsuchtsvolle Jüngling, der die ganze Welt umfaßt, weil er noch keine Grenzen sieht; er wird nur dann unschön, wenn er sich vergebens abmüht, die Welt mit den Augen des Jünglings anzuschauen. Die Arbeit verlangt Concentration aller Kräfte auf einen bestimmten Punkt und folglich Sonderung des Wissens und der Fertigkeit. Jenes dilettantische Bestreben, das gesammte Wissen zu umfassen, welches am Ende des vorigen Jahrhunderts den Denker über die Bildung seiner Zeit erhob, würde ihn heute unter dieselbe herabdrücken.

Der lebhafteste Freund der Philosophie wird nicht ableugnen, daß die Versuche derselben im Laufe des verfloffenen halben Jahrhunderts ihr Ziel nicht erreicht haben. Sie haben nach allen Seiten hin anregend und befruchtend gewirkt, aber sie haben das positive Wissen nicht vermehrt. Wir stehen noch heute auf dem Standpunkte Kants; wir müssen noch heute fragen: wie weit ist das menschliche Erkenntnißvermögen berechtigt, seine eignen Gesetze als die Gesetze des Seins festzustellen, und jede Philosophie, die diese Frage umgeht, wird ins Blaue hinausstreben. Dazu kommt noch, daß wir gegenwärtig einen unendlich reichern Schatz von positivem Wissen, den uns die exacten Wissenschaften zuführen, zu verarbeiten und in das Reich der Idee zu erheben haben; Kenntnisse, die kein Philosoph umgehen darf, wenn er sich nicht die bedenklichsten Blößen geben will. Es gibt keine Wissenschaft, die nicht im Lauf des letzten Menschenalters unerhörte Fortschritte gemacht hätte, Naturwissenschaft, Geschichte, Linguistik u. s. w., und es genügt nicht, von den Früchten derselben zu naschen, dasjenige auszuwählen, was in den subjectiven Gedankenkreis paßt, und das andere zu ignoriren. Wenn z. B. Schelling diese Methode in Bezug auf die Naturwissenschaft befolgte, so gab er damit zwar den Fachmännern Anstoß, aber das schadete damals wenig, weil nicht die Fachmänner die Höhe der Bildung repräsentirten, sondern die Dilettanten. Heute ist es aber umgekehrt, und wer heute eine Naturphilosophie schreiben will, hat zu seinem Publicum und zu seinen Richtern nicht

die Goethe und Schiller, die Schlegel und Tieck, sondern die Naturforscher von Profession, und wenn er diese gewinnen und überzeugen will, so muß er die exacte Wissenschaft selbst in ihrer Breite und Tiefe durchforscht haben. In diesem Falle wird es aber sehr zweifelhaft sein, ob er grade die Form der Naturphilosophie wählt. Humboldts Kosmos nebst den erläuternden Werken, die sich daran knüpfen, Burmeisters Geschichte der Erde und ähnliche Werke leisten im Grunde dasselbe, was die Naturphilosophie anstrebte; sie geben ein Gesamtbild des Naturlebens, aber sie geben es in der Form der Anschauung, nicht in der Form des Begriffs; und mit solchen Bildern kann keine Speculation wetteifern.

Für zwei Seiten der Philosophie ist dies Verhältniß nicht ungünstig: einmal für eine Geschichte der Philosophie, sodann für monographische Untersuchungen, namentlich auf psychologischem Gebiet. Die Herrschaft der Schulen hat aufgehört, der Geschichtschreiber wird daher nicht mehr darauf ausgehen, in den einzelnen Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie nur dasjenige hervorzuheben, was den verbindenden logischen Faden repräsentirt; er wird vielmehr jede einzelne Erscheinung concreter auffassen und ihr das Recht widerfahren lassen, das ihr an und für sich zukommt. Freilich sind damit auch wieder sehr bedeutende Uebelstände verknüpft.

Wer erinnert sich nicht mit hohem Genuß an das Bild, welches Hegel von der griechischen Philosophie entworfen hat. Wie A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen, entwarf er sein Gemälde aus der Vogelperspective. Er faßte nur die Höhen auf und ließ die kleinen Uebergänge unberücksichtigt. Was er gab, war ein Kunstwerk im größten Stil und vielleicht in keinem andern seiner Werke erkennen wir so deutlich die Spuren seiner Meisterhand. Freilich fehlt viel daran, daß die Wissenschaft, der es auf eine genaue Copie des Wirklichen ankommen muß, über dies ideale Bild eine gleiche Genugthuung empfinden könnte, und die Kritik, die immer gründlicher in den Gegenstand eindringt, kann bei demselben nicht mehr stehn bleiben. — Das Werk, welches wir an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt haben, hat einen durchweg kritischen Charakter. Es ist ein Lehrbuch, welches alles umfaßt, was wir überhaupt über den Gegenstand wissen, und welches in allen Punkten auf die Quellen zurückgeht. Man wird über jede empirische Frage den nöthigen Aufschluß finden. Aber freilich den Eindruck eines Kunstwerks macht es nicht. Es gibt nicht bloß kein ideales Bild, sondern es ist aller idealen Auffassung feind. Schon die Absonderung eines bestimmten Zweiges der Philosophie, die für den monographischen Charakter des Werks berechnet war, macht eine künstlerische Vollendung unmöglich. Die Griechen hatten das, was wir als Dilettanten anstreben. Bei ihnen war Leben und Denken Totalität. Der Sündenfall der Arbeitstheilung blieb einem spätern Zeitalter vorbehalten.

Bei ihnen war die Logik noch keine gesonderte Wissenschaft, die neben den andern Disciplinen herging, und die man erst durch eine künstliche Encyclopädie mit den verwandten Gebieten vereinigen mußte, und es war selbst noch nicht Aristoteles, der diese Trennung vollzog, sondern eigentlich erst die Aristoteliker. Die Griechen waren auch in ihrem Denken Künstler. Philosophie und Wissenschaft war bei ihnen identisch, und wie ihren Dichtern alles Gestalt, so wurde ihren Denkern alles Idee. Indem Professor Brantl diese Einheit des Denkens analysirt, macht er sich dadurch unmöglich, ein Bild zu geben, mit andern Worten, Geschichte zu schreiben. Sein Buch besteht aus einer Reihe kritischer Monographien, und zwar mit dem bestimmten Charakter, den man mit dem Begriff der Kritik gewöhnlich verbindet d. h. mit der Neigung, die Schattenseiten des Gegenstandes hervorzuheben. Unzweifelhaft hat man in einer Zeit, wo man deutsche Bildung gewaltsam auf die griechische zurückführen wollte, die Leistungen der griechischen Philosophie im Allgemeinen überschätzt, und Herr Brantl hat das sehr richtig herausgestellt, so daß man, wo er tadelt, ihm fast immer beipflichten muß. Deshalb kann aber seine Geschichte den Vorzug der objectiven Wahrheit doch nicht unbedingt in Anspruch nehmen, denn wenn er das Unbedeutende, z. B. die logischen Spitzfindigkeiten eines Volks, dessen mathematische Vorkenntnisse noch nicht völlig genügend waren, mit großer Ausführlichkeit behandelt, so gelingt es ihm dagegen nicht immer, die ungeheuern Siege klar zu machen, welche Schritt für Schritt der denkende Geist über den empirischen Rohstoff davon trug, und dadurch wird doch die Perspective des Ganzen einseitig. Das Buch ist in gewisser Beziehung ein monographischer Abschluß, und kein Gelehrter, der sich mit dem Gegenstand beschäftigt, wird das Studium desselben umgehen können; aber als Darstellung ist es kein Abschluß, und um den richtigen Eindruck von dem großen reichbewegten Leben der griechischen Philosophie zu gewinnen, wird man doch wieder zu Hegel zurückkehren müssen. — Wir haben hier immer nur von griechischer Literatur gesprochen, obgleich das Werk auch die Periode der römischen Geschichte umfaßt, weil die philosophischen Schulen in Rom doch im Grunde nur abgeschwächte Fortsetzungen der griechischen Studien waren.

So geeignet der gegenwärtige Stand der Bildung für eine historische Darstellung der Philosophie erscheint, so entschieden widerspricht er der Aufstellung eines neuen philosophischen Systems, oder, wenn man will, einer philosophischen Encyclopädie. Wie wenig Gelehrte würden heutzutage im Stande sein, auch nur auf einem beschränkten Gebiet des Wissens eine Encyclopädie zu schreiben, die in allen Punkten auf der Höhe der Zeit stände; z. B. auf dem Gebiet der Philologie oder der Naturwissenschaften. Eine philosophische Encyclopädie soll nun aber sämtliche Disciplinen umfassen, und für ein solches Riesenwerk würde sich wol keine Kraft finden, die es auch

nur annäherungsweise durchführen könnte. Natürlich sprechen wir hier nicht von einer Encyclopädie für den Schüler, die denselben beim Antritt der akademischen Carriere befähigen soll, sich auf dem Gebiet, in das er eintritt, ungefähr zu orientiren, sondern von einer Encyclopädie für den Wissenden. Herr Helfferich erklärt zwar in der Vorrede: „Nichts lag mir ferner, als eine philosophische Encyclopädie schreiben zu wollen,“ und setzt dann auf der folgenden Seite hinzu: „Der weltgeschichtliche Proceß der Ideenwelt und deren unmittelbarer Zusammenhang mit den Thatfachen unsers Selbstbewußtseins, dies und nichts Anderes ist die Aufgabe, deren Lösung ich meinerseits versuchte, und den wissenschaftlichen Standpunkt, von dem ich dabei ausging, kann ich nicht verständlicher bezeichnen, als das nach Maßgabe meiner Kräfte gewissenhafte Bemühen, die Natur der Dinge selbst und vor allem die Natur der menschlichen Seele zum Worte kommen zu lassen. Was mir bei den einzelnen Abschnitten insbesondere vorschwebte, das war, den geschichtlichen Beruf der Philosophie in das richtige Verhältniß zu bringen mit dem sich massenhaft ansammelnden Stoffe, und damit zugleich die hervorragenden Probleme in die für sie günstigste Perspective zu rücken.“ — Indes was das heißen soll, ist doch nicht ohne weiteres klar, und wenn man sich nach dem Inhalt umsieht, so wird man doch geneigt sein, die Tendenz in etwas zu suchen, was einer Encyclopädie wenigstens nahe kommt. Der Inhalt zerfällt nämlich in folgende neun Capitel: 1) die Universität und die Wissenschaft, 2) der Mensch als Individuum, 3) das Selbstbewußtsein, 4) die Persönlichkeit, 5) die Medicin, 6) die Philosophie, 7) die Philologie, 8) die Rechtswissenschaft, 9) die Theologie. Bei dieser Eintheilung fällt zunächst auf, daß hier zwei Gebiete nebeneinander stehen, die man nicht wohl coordiniren kann. Man weiß auch nicht recht, warum die Philologie zu den Reihem der Wissenschaft gezählt wird und nicht auch die Mathematik, die Physik, die Nationalökonomie u.; aber wenn man das 2., 3., 4., 7. Capitel in Gedanken wegläßt, so scheint die Tendenz der Schrift doch auf dasselbe herauszukommen, was Schelling in seiner Methode des akademischen Studiums angestrebt hat, und das war nichts Anderes als eine Propädeutik zur Encyclopädie der Wissenschaften; nur daß man hier bei dem unendlich größern Umfang ein gründlicheres Eingehen in die Einzelheiten erwartet. Auch die Art und Weise, wie er seine Stellung zu den Fachgelehrten auffaßt, spricht für diese Vermuthung. „Wir Philosophen befinden uns in der Lage, von sehr Vielem, was der Fleiß der Forscher zu Tage fördert, Kenntniß nehmen zu müssen; zumal ein Organismus der Wissenschaft erheischt in unserer Zeit schon ein ziemlich belangeriches Material, zu dessen Beschaffung ich mich wenigstens keine Mühe habe verdrießen lassen, so wenig damit gesagt sein soll, daß sich auch nur eine annähernde Vollständigkeit erzielen ließ. Was ich allein für mich anführen kann, ist, aus den besten

Quellen geschöpft und aus den Bausteinen, die andere mir darboten, einen Gedankenbund aufgeführt zu haben, dem man es ansieht, daß der Verfertiger sich nicht von der Fülle seines Stoffs beherrschen ließ, vielmehr diese zu beherrschen verstand. So habe ich mir erlaubt, das großartige Weltensbild, das im „Kosmos“ vor dem staunenden Leser entrollt wird, in seinen Grundzügen unverändert in den Text aufzunehmen, weil ich überzeugt bin, daß den humboldtschen Schilderungen gegenüber ebenso jede Kritik verstummen, wie jeder Versuch, es besser zu sagen, mißlingen muß. Daß ich unter solchen Umständen für manche Behauptung den Beweis schuldig blieb, lag, in der Natur meiner Aufgabe: es mußte mir genügen, auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung zu stehen und im Uebrigen mich auf das Billigkeitsgefühl sachkundiger Beurtheiler zu verlassen.“ — Diese Wendung erregt mannigfache Bedenken. Wie soll in unsern Tagen jemand auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehen, der nicht in ihre Tiefe eingedrungen ist! Sehr treffend sagt einmal Mommsen: die Früchte der Wissenschaft gleichen den Äpfeln der Hesperiden, man kann sie wol zeigen, aber nicht geben. — Auch daß der Kosmos wirklich aufgenommen wird, hätte doch gar keinen Sinn, wenn nicht der Verfasser in der That darauf ausginge, was er anscheinend perhorrescirt: auf eine Encyclopädie der Wissenschaft.

Herr Helfferich macht das Verständniß dem Leser unter anderm auch dadurch schwer, daß er in der Form seiner Darstellung nicht gleichmäßig und correct ist. Zuweilen ist er sehr populär und vermeidet selbst die Trivialität nicht, zuweilen steht er auf der Höhe der speculativen Sprache; zuweilen verschmäht er jede Definition, um nicht in abstracte Begriffe zu verfallen, zuweilen verliert er sich in einen Luftraum, wo die Wärme und der Athem völlig aufgehören. Wir wollen für alles dies Belege anführen. Man höre zunächst Seite 280 ff. die Definition der Künste. „Die Besonderheit der Künste stammt von dem Mittlern, das zwischen dem Geist und der Materie liegt, dem Raume nämlich und der Zeit. Durch die besondere Beziehung zu Raum und Zeit nehmen die Künste als Abzweigungen einer und derselben Einheit entweder einen vorherrschend räumlichen oder vorherrschend zeitlichen Charakter an. Was man bildende Kunst nennt, hat es zu thun mit der Materie, sofern sie im Raume ausgebreitet ist und durch das Licht sichtbar wird. Halbwegs äußerlich und zum Theil unvermittelt sind der sich ausbreitende Raum und das ihn aufschließende Licht verknüpft in der Baukunst: wie sie die Materie massenhaft in den Raum hineinstellt, so ist auch der Gebrauch, den sie vom Lichte macht, ein massenhafter, entsprechend der für die architektonischen Mittel allein erreichbaren Symbolisirung dessen, was ein Gebäude sein oder gewähren soll, durch das, was es vorstellt. Alle architektonischen Ausführungen stehen in einer äußerlich angedeuteten Beziehung zu irgend einer andern, sei es idealen, sei

es realen Function des Geistes und die harmonische Begrenzung allein vermag die bloß schematische Regelmäßigkeit der Form oder figurativen Räumlichkeit zu tilgen. . . . In der Lichtnatur der Farbe ist alles Schein — die ausblitzende Erscheinung des Gedankens, der sich unmittelbar in durchschlagender Präsenz mit der idealen Erregung unsers Gemüths vermählt. Materielle Farbe und geistiges Leuchten fließen ineinander und erzeugen jene Sättigung des ästhetischen Sinns, der zugleich außer sich im Raume und bei sich in heimlicher Abgeschlossenheit zu sein wähnt. Aus der massigen Breite des Charakteristischen in der Sculptur zieht sich in der Farbe das Leben in seine momentanen Aeußerungen zusammen und erscheint durchweg individualisirt: unmittelbar muß es sich in dem künstlich nachgebildeten Raume regen und bewegen, es muß die Zeit freischweg pulsiren durch den ideal sich ausbreitenden Schein und in dem Beschauer die süße Täuschung erwecken, die Schwere der Raumdimensionen sei aufgehoben in die fließende Succession eines real bewegten Daseins. . . . In den individuellen Lebensäußerungen des Affectis hat die bildende Kunst bereits die äußerste Grenze des Anschaulichen erreicht; sie fängt an musikalisch oder, wenn man lieber will, rein lyrisch zu werden. In der Musik gewinnt die Zeit als solche ihren entsprechenden Ausdruck; an den Tonschwingungen mißt und begrenzt sie sich selbst, ohne daß darum der Gedanke unter den durch die successiven Tonreihen entstehenden pathetischen Stimmungen das Recht aufgibt, das ihm an alle Kunsterzeugnisse ohne Ausnahme zusteht. Die Melodie drückt nichts Anderes aus als einen musikalisch gemachten Gedankeninhalt, der jedoch, eingetaucht in das Element des Tons, nirgend zu wirklicher Existenz gelangt, vielmehr durch das Pathos der Melodie immer wieder versenkt wird in den dunkeln Schooß der Gemüthswelt. In der Musik schwebt alles; die künstlich erzeugte Zeit wird als Stoff benutzt, um daraus ein harmonisches Ganzes zu bilden, und wenn sich die Melodie mit der Linearperspective in der Malerei vergleichen läßt, so erinnert der Rhythmus in Verbindung mit Tempo, Takt und Accent an die Formperspective, endlich die Harmonie, dieses Simultane in dem Einklang eines Mannigfaltigen, an die Luftperspective.“ — Es ist wol nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß das alles nichts weiter ist, als ein scholastisches Wortgeklapper. Vor einem halben Jahrhundert konnte man freilich glauben, etwas zur Förderung der Aesthetik beizutragen, wenn man die Kategorien Zeit und Raum zur Classification der Künste benutzte, aber heutzutage sind wir doch über diesen Schematismus hinaus. — Uebrigens findet sich diese Deduction in dem Capitel, welches die Ueberschrift hat: Philologie. Von der Musik geht der Verfasser zur Poesie, von der Poesie zur Sprachwissenschaft über, durchweg nach der Methode der Ideenassociation. Er gibt kurze Bemerkungen über die Geschichte der Philologie, wobei von Böckh z. B. gesagt wird, er sei „von Jugend an begeistert

für alles, was den Stempel einer idealen Weltanschauung trägt, aber ohne den dithyrambischen Thyrsus zu schwingen.“ Auch über den Ursprung der Sprachen, so wie über die Vergleichung der verschiedenen Sprachen werden einige Ansichten mitgetheilt. Es ist das im Grunde ebenso mislich, wie mit der Naturwissenschaft, denn auch hier können Ansichten nur einen Werth haben, wenn sie aus der wirklichen Tiefe der Sprachforschung hervorgehen. — Von der Sprachvergleichung geht er zur Charakteristik der Nationen über, wo wir unter andern durch folgendes Aperçu überrascht werden. „Sind nicht die Engländer in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit dem indogermanischen Stamme nicht grade entfremdet, aber doch zu einem Volke von Sonderlingen geworden, die nun gleichfalls nur mit sich selbst verglichen sein wollen? Das oceanische Gebiet, wo es wirkt, bedingt Entwicklung der untergeordneten Geistes- und Körperkräfte, schärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Industrie, weckt Handel und Wandel, wobei es wenigstens fraglich bleibt, ob die insulare Lage eines Landes überhaupt das höhere Vernunftbewußtsein aufkommen läßt.“ — Ist das nun Scherz oder Ernst? In der That, wir wissen es nicht, denn mitunter zeigt sich schon in der Sprache, daß der Verfasser den ernststen Gegenstand durch Humor zu würzen beabsichtigt. Wir könnten auch dafür viele Belege anführen; wir begnügen uns indes mit der einen Stelle, dem Anfang des Capitels vom Selbstbewußtsein. „So hätten wir also die individuelle Seele, mit der sich das thierische Leben abschließt, glücklich zur Welt befördert. Das arme Ding! So lange sie auf Gottes weiter Erde, in dem Winkel, der ihr das Dasein und die Freiheit gab, unangefochten sich bewegen, ihren Empfindungen, Trieben und Instincten nachleben kann, mag sie sich recht wohllich und behaglich fühlen. Wenn aber der Mensch, der Herr und noch häufiger der Tyrann der Erde, die arme Seele in seine Obhut nimmt, wenn er seine erziehende und cultivirende Hand an sie legt, wenn die Dressur der Natur nachhelfen soll“ u. s. w. — Hätte sich der Verfasser mit der bescheidenen Aufgabe begnügt, Anregungen zu geben, in dem Gesamtgebiet der Wissenschaften auf diejenigen Punkte aufmerksam zu machen, auf die man bisher gar keine oder eine zu geringe Aufmerksamkeit verwandte, so hätte er uns ein nützlich und auf alle Fälle selbständiges Buch gegeben. Er wollte aber die Totalität des wissenschaftlichen Lebens, nicht bloß ihrer Form, sondern ihrem Inhalt nach darstellen, und das ist ihm nicht gelungen.

Der Verfasser der Individualitätsphilosophie hat sein Werk, wie er in dem Nachwort berichtet, mit Aufopferung aller äußern Interessen vor mehr als zwanzig Jahren begonnen und ihm freudig ein schönes und in jeder Beziehung hoffnungreiches Leben geopfert. „Möge niemand wähen, dieses Buch verstanden zu haben, der es nicht nur gründlich durchgelesen, sondern auch einen tüchtigen Versuch gemacht hat, den Grundsätzen desselben ent-

sprechend längere Zeit zu leben.“ Er versichert, das praktische Resultat der Individualitätsphilosophie könne nur der Anfang des goldnen Zeitalters sein. „Alle bisherige Philosophie war wesentlich negativer Natur, während unsere ebenso durch und durch positiv ist; die Philosophie von Thales bis Neuschelling war ein mehr oder minder klares und glückliches Forschen nach der Aufgabe der Philosophie vermittelt kritischer Zersezung dessen, was bis dahin für die positive Aufgabe des menschlichen Lebens und Strebens galt, unsere Philosophie strebt dagegen nach der positiven Lösung jener endlich erkannten Lebensaufgabe der Philosophie der Vergangenheit und Zukunft, und zwar nach einer Lösung dieses Problems durch praktische, jener höchsten Lebensaufgabe der Menschheit entsprechende Umgestaltung des Lebens der Völker, wie der einzelnen Menschen.“ — Mit ähnlichen Versicherungen hat nun freilich jedes neue System begonnen, denn wenn es nicht diesen Glauben hätte, so würde es ja überhaupt nicht in die Welt der Erscheinung treten. Allein wenn dieses System auch nicht alles leistet, was es verspricht, so geht es doch von einem beherzigenswerthen Grundgedanken aus, indem es den Abstractionen der hergebrachten Schulphilosophie das vollkommen gerechtfertigte Bedürfnis nach individuellem Leben entgegensetzt. Die Sprache ist klar und entspricht, mit Ausnahme einzelner Fälle, wo der Verfasser die frühere Terminologie mehr äußerlich als innerlich anwendet, dem Gegenstand, und so kann jeder Leser sich das Verhältniß seiner eignen Ueberzeugungen zu denen des Verfassers vollkommen klar machen. —

Das Buch von Fichte dem Jüngern ist ein höchst merkwürdiger Beleg für die alte Wahrheit, daß die Extreme sich berühren. Wir übergehen die einleitenden Versicherungen von der Unwiderleglichkeit des neuen Systems und wenden uns sogleich zur Hauptsache. — In der Vorrede stellt sich der Verfasser als Idealist oder vielmehr als Spiritualist hin. Er spricht von der materialistischen Richtung mit äußerster Geringschätzung und stellt den Satz, daß alles Reale, auch das vermeintlich Natürliche nur unsichtbarer, unsinnlicher Beschaffenheit sei, und daß die Sinnenwelt einen durchaus nur phänomenalen Charakter habe, an die Spitze seiner Philosophie. Er sucht nachzuweisen, daß die sogenannte ewige Materie durchaus nur der Scheinwelt angehöre, nur Phänomen sei, einer Wechseldurchdringung unsinnlicher, qualitativ einfacher Wesen. Man wird daher nicht wenig überrascht, als an die Spitze der positiven Abhandlung S. 181 der Satz tritt: „Real sein heißt seinen Raum und seine Zeit setzen = erfüllen. Umgekehrt: Raumzeitlichkeit ist nur die unmittelbare Folge des in ihnen sich darstellenden, seinen quantitativen Ausdruck sich gebenden Realen.“ Dieser Satz, der allenfalls noch mißverstanden werden könnte, wird dann weiter dadurch noch schärfer hervorgehoben, daß die kantsche Auffassung von Raum und Zeit als von Formen des Erkenntnißvermögens ver-

Grenzboten. III. 1856.

worfen wird. Zur vollständigen Klarheit aber erhebt er sich in der Darstellung des Lebensprocesses (S. 319). „Ist der Tod, das Sterben überhaupt, nur als eignes Product des Lebensprocesses, als Werk der organischen Seele zu betrachten, so bleibt die Seele selbst ihrer Substanz nach das schlechtthin Uebermächtige über jede Gestalt desselben; denn sie selbst erzeugt ihn aus sich, um fortleben, sich erneuern zu können. . . Die organische Seele streift allmählig und definitiv endlich im Tode die Beziehung auf die chemische Stoffwelt ab, wie sie dieselbe bei ihrer Erzeugung zuerst aufnahm und im Wachsthum immer tiefer sich aneignete.“ — Es wird weiter bemerkt, daß auch beim natürlichen Tode die Lebensdauer eine viel längere, etwa hundert Jahr, und der Act des Todes ein viel einfacherer ist. Daß in den gegenwärtigen Lebenszuständen davon ein starkes Drittel uns verloren geht, hat lediglich seinen Grund in jener allgemeinen organischen Zerrüttung, deren letzte Ursache aus dem Herabgesunkensein des geistigen Princips in uns unter die herrschend gewordene Sinnlichkeit zu erklären ist. — „Der Mensch bleibt nach dem letzten uns sichtbaren Act des Lebensprocesses in seinem Wesen ganz derselbe, noch Geist und Organisationskraft, welcher er vorher war. Seine Integrität ist bewahrt, denn er hat durchaus nichts verloren von dem, was sein war und zu seiner Substanz gehörte, während des sichtbaren Lebens; er kehrt nur im Tode in die unsichtbare Welt zurück, oder vielmehr, da er dieselbe nie verlassen hatte, da sie das eigentlich Beharrende in allem Sichtbaren ist, er hat nun eine bestimmte Form der Sichtbarkeit abgestreift.“ (S. 324.) Der Verfasser beschränkt die Fortdauer der Seele nicht auf den Menschen; er gesteht sie auch den Thierseelen bis zu einem gewissen Grade zu, nicht minder den Gattungen, welche als solche in ihrer unveränderlichen Einfachheit grade das lebenbildende Princip ausmachen. Er geht dann noch weiter und behauptet in richtiger Consequenz auch die Präexistenz der Seelen. „Sicherlich zweifelt niemand an der Präexistenz der einfachen chemischen Stoffe, ebensowenig an der Präexistenz des Seelentypus einer bestimmten Thierspecies. Wenn man der Thatsache sich erinnert, daß epochenweise und in abgetrennten Zeiträumen, nicht auseinander, sondern hintereinander, also ohne Zeugung und jedes sein eigener Anfang, die einzelnen Thiergeschlechter und zuletzt der Mensch ins Zeitdasein getreten sind, wie anders will man die ungeheure Paradoxie dieser Thatsache, diese factische Aufhebung aller gewöhnlichen „Naturgesetze“ sich zurechtlegen, als indem man dem Wahne mit Entschiedenheit entsagt, als ob das Geschöpf erst dann entstehe, wenn es zeitlich-körperlich sich versichtbart; indem man erkennt, daß es schon unsichtbar, als „Seele“ existiren müsse, um sich verleblichen und so in die Kette der Zeugungen eintreten zu können.“

Bis hierher könnte es scheinen, als bewegten wir uns noch immer auf

dem Gebiet des speculativen Idealismus; aber bald werden wir von unserm Irrthum überzeugt. Jene Theorie, daß real sei, was Zeit und Raum erfülle, macht es nothwendig, sich auch für die geistige Existenz nach einem materiellen Organ umzusehen. „Wir vermögen den Begriff eines leiblosen, rein seelenhaften Fortexistirens der Menschen in dem nächsten Zustande uns nicht anzueignen, und weder reine Vernunftgründe noch Gründe der Analogie und Erfahrung scheinen dafür zu sprechen, indem dieser Gedanke, wenn er consequent gefaßt wird, die unvermeidliche Folge in sich schließen mußte, die ganze innere Bedeutung der Verleiblichung während des gegenwärtigen Lebens wieder aufzuheben und die Seele in denselben Zustand abstracter Potentialität und bewußtloser Einfachheit zurückzusetzen, in welchem sie vor diesem Leben sich befand. Hier ist vielmehr der entscheidende Gedanke übersprungen, der durch den überall sich aufdrängenden Erfahrungsbegriff des stetigen Zusammenhangs gebieterisch gefordert und durch alle Erfahrungsanalogien bestätigt wird: daß wir jenen pneumatischen Organismus nicht erst im künftigen Leben zu gewinnen haben; daß wir ihn als das wahrhaft Substantielle unsers äußern Leibes schon im gegenwärtigen uns anbilden, und daß der Tod nur den Erfolg haben könne, jenen während eines natur- und geistgemäßen Lebens immer mehr erstarkten und entwickelten innern Leib vollständig zur Bewußttheit zu befreien, wie er schon in diesseitigen Zuständen vorübergehender relativer Entleibung theilweise befreit erscheint.“ Und welches ist nun das Material, aus dem dieser pneumatische Leib der Seelensubstanz gebildet wird? „Jenes halb geheimnißvolle Wesen ist längst entdeckt, und zwar mit allen Eigenschaften, welche wir unsererseits an ihm fordern mußten. Es ist, was die neuere Physik den „Aether“ nennt, jene „allverbreitete Materie“, die, obschon an sich selbst jeder sinnlichen Auffassung unzugänglich, dennoch in allen Naturprocessen des Lichts, der Wärme, des Schalls, des Magnetismus und der Electricität das eigentlich Wirkende ist.“ „Er ergibt sich als das eigentliche und unmittelbarste Organ der Seele, weil er auch hier das Mittel ist, durch welches sie die äußere Leiblichkeit und in der äußern Leiblichkeit wirkt. Und so böte er auch ganz von selbst die gesuchte Continuität zwischen dem Jenseits und dem Diesseits. Er wäre nicht sowol der Rest des Leibes, der uns im Tode übrig bleibt, als vielmehr das Wesenhafte und Wirksame an ihm, das absolut Leibzeugende und der allvermittelnde Lebensstoff. So ist es keineswegs grundlos oder gewagt, die Vermuthung auszusprechen: daß wir des äußern Leibes entkleidet — geschehe dies durch den eigentlichen Tod oder durch gewisse analoge Zustände während des Lebens, die wir als relative Entleibung anzusehen haben — durch reine Vermittlung des Aethers percipiren und wirken, gleich wie es auch während des normalen Lebens dieselbe Vermittlung ist, jetzt aber gebunden an die engbegrenzten Bedingungen der leiblichen Sinnes- und Bewegungsorgane.

Nur darauf kommt es an, um diese Hypothese zur Gewißheit zu erheben, ob sich Thatsachen von hinreichender Zahl und mit genügender Beglaubigung darbieten, welche auf eine solche von leiblichen Vermittlungen freie Perceptions- und Wirkungsweise der Seele hindeuten. Dergleichen Thatsachen finden sich nun wirklich: es sind die bekannten Erscheinungen, welche in den Zuständen des Hellsehens zu allen Zeiten der Beobachtung sich dargeboten haben.“ Und nun kann man sich vorstellen, was für eine Art amtlich beglaubigter Thatsachen auf den Leser eindringt: thierischer Magnetismus, Somnambulismus, Geistererscheinungen, Od und alles was sonst dazu gehört. Das alles ward mit der größten Behaglichkeit als Thatsache constatirt. „Im Hellsehen bleibt dennoch ein gemeinsames, wengleich zunächst negatives Merkmal nicht zu verkennen: es ist die bedeutungsvolle Thatsache, daß seine Perceptionen durch die Vermittlung der specifischen Sinnesnerven nicht gewonnen werden.“

Trotz seiner Geringschätzung der Sinnenwelt und der sinnlichen Wahrnehmung ist Herr Fichte ein ebenso ausgesprochener Materialist, als die Herren Bogt, Moleschott und Büchner, nur daß er die compacte Materie derselben, welche sich den Sinnen kund gibt, durch eine ätherische Materie ersetzt, zu deren Apperception ein sechster Sinn, das sogenannte Hellsehen, gehört. Da er als echter Materialist den Begriff der Realität an den Raum knüpft, so muß man sich die Sache ausmalen; man muß sich vorstellen, wie die präexistirenden und postexistirenden Seelen, außerdem die Gattungen und andere organische Realitäten im Raum herumflattern und denselben einengen, so daß man unwillkürlich an die Frage von der Existenz Gottes im Keller, die wir gegen einen Materialisten anwandten, erinnert wird. Aber der unbefangene Materialismus hat einen ungleich größern Werth, als dieser spiritualisirte, denn seine Sünde liegt doch lediglich darin, daß er seine Kategorien auf Dinge anwendet, für die sie nicht passen, während er innerhalb seines eignen Gebiets die vollkommene unbedingte Berechtigung in Anspruch nehmen darf. Diese Aetherphilosophie dagegen schwebt im Aether; ein Material, von dem wir nichts wissen, dessen Gesetz wir also auch nicht controliren können, und ist, um nur einige Bestimmtheit hineinzubringen, genöthigt, sich zur Apologie jedes Aberglaubens und jeder Phantastik herzugeben. Der Idealismus, den wir vertreten, sucht nicht den Raum, die Zeit und die Materie zu spiritualisiren, sondern er geht von dem Glauben aus, daß „im Raum das Erhabne nicht wohnt“. — Wir fügen dieser Reihe von Bemerkungen noch die Anzeige eines Buchs hinzu, das insofern in diese Kategorie gehört, als es sich mit den höchsten Fragen der Natur und der Geschichte beschäftigt, das sich aber von den oben angeführten Büchern wesentlich dadurch unterscheidet, daß es aus der Tiefe einer streng wissenschaftlichen Forschung hervorgeht: —

Die Ungleichheit menschlicher Racen hauptsächlich vom Sprachwissenschaftlichen Standpunkte, unter besonderer Berücksichtigung von des Grafen von Gobineau gleichnamigem Werke. Mit einem Ueberblicke über die Sprachverhältnisse der Völker. Ein ethnologischer Versuch von August Friedrich Pott. Lemgo und Detmold; Meyersche Hofbuchhandlung. —

Bei den Schriften dieses vielumfassenden und schöpferischen Gelehrten wird das Studium dadurch erschwert, daß es ihm an Architektur der Gedanken und der Formen fehlt. Seine Gesichtspunkte sind so universell, daß sie sich ihm gleichzeitig aufdrängen, und den Leser, dem sie nicht ebenso geläufig sind, in Verwirrung setzen. Aber wenn es ihm nicht gegeben ist, seine Logik in der äußerlichen Ordnung sinnlich darzustellen, so ist sie doch seinen Gedanken immanent und macht sich jedem eindringenden Studium fühlbar. — Das Werk des Grafen Gobineau, welches zunächst die Entstehung dieser Schrift veranlaßt hat, obgleich viel mehr darin steht, als zu einer Widerlegung desselben nothwendig ist, behandelt den Menschen gerade wie das Thier, als eine bloße Naturbestimmtheit, und führt die ganze Entwicklung der Geschichte auf die Kreuzungen der Race zurück. Nach ihm gäbe es nur eine echte Menschenrace, die dazu bestimmt war, unvermischt in absoluter Vollkommenheit zu verharren, während die übrigen Racen sich mehr oder minder der Bestialität näherten. Die Vermischung dieser echten Race mit der unechten sei nun der Sündenfall der Menschheit gewesen, und seitdem entarte dieselbe mehr und mehr, bis sie endlich ganz in Dumpsheit versinken werde. Herr Pott weist nun sehr scharfsinnig nach, daß wir über diese Naturbestimmtheit der Racen noch viel zu wenig wüßten, um überhaupt ein Urtheil zu fällen, daß aber jene Hypothese durch die handgreiflichsten Thatsachen widerlegt werde. Es ist vorzugsweise das linguistische Gebiet, welches er zu seinen Deductionen anwendet, und abgesehen von der wahrhaft idealistischen Tendenz des Buchs, welche die sogenannte Naturbestimmtheit in den Kreis zurückdrängt, der ihr gebührt, wird man durch eine Fülle der feinsten sachlichen Bemerkungen erfreut. Dies ist der Weg, auf welchem allein eine Wiebergeburt der Philosophie erreicht werden kann, wenn sich ein philosophischer Kopf in die Tiefe der wissenschaftlichen Specialforschung eingräbt und von da aus die allgemeinen Gedanken bereichert.

Christenthum und Heidenthum.

Résumé de l'histoire du christianisme depuis Jésus jusqu'à nos jours. Par de Potter. 2 Vol. Bruxelles, Labroue & Comp.

Der Verfasser, berühmt als Führer der radicalen Partei in Belgien zur Zeit der Revolution, gegenwärtig ein 70jähriger Greis, hat 1836 und 1837